

Wie ich ein Schuljahr

Desinteresse, Interventionen, Sitzungen über Mittag: Ein pensionierter Pädagoge beschliesst, etwas gegen den Lehrermangel zu tun, und entdeckt mit einer Sekundarklasse seinen Beruf neu. Eine Weiterbildung in acht Lektionen.

Von Raymond Diebold

Der Lehrermangel war schon im Juli letzten Jahres so gross, dass ich rund fünfzig offene Stellen im Kanton Zürich ausfindig machen konnte. Ich bewarb mich an Schulen in der Umgebung und wurde relativ schnell eingeladen. Bei der Anstellung betonte die Schulleitung, Beziehungspflege sei das A und O des heutigen Unterrichts. Die Schulleitung fragte trotz meinem Alter nicht nach allfälligen körperlichen Defiziten. Offenbar war man froh, jemanden gefunden zu haben.

Ich wollte natürlich wissen, warum zwei junge Lehrerinnen gekündigt hatten und ich nun ihre Stellen für Französisch, Deutsch, Geschichte und Geografie antreten durfte. «Wir konnten nicht so unterrichten, wie wir uns das vorgestellt haben», sagten die Frauen, die heute in anderen Schulhäusern tätig sind. Als mir die Deutschlehrerin die Profile der Schülerinnen und Schüler vorstellte, dämmerte es mir: Es handelt sich hier um B-Schüler, also um Jugendliche, die einseitig begabt sind und Lern- und Konzentrationsschwierigkeiten haben. Zu meinen früheren Zeiten gab es Real- und Sekundarschüler. Mittlerweile spricht man von Regelklassen und integrativer Schule. Viele Kinder, die früher in Kleinklassen oder Sonderschulen unterrichtet wurden, befinden sich heute, wenn immer möglich, in der Regelklasse.

Lektion 1 Zum Einstieg gibt es Kürzel und Diagnosen

Eine der Vorgängerinnen hatte eine Liste mit Abkürzungen zusammengestellt, die mit Defiziten und benötigter Unterstützung zu tun haben und mir zum Teil ziemlich fremd waren: ADHS (Aufmerksamkeitsdefizit-Hyperaktivitätsstörung), IF (integrative Förderung), ISR (integrierte Sonderschulung), LRS (Leserechtschreib-Schwäche), DAZ (Deutsch als Zweitsprache), NTA (Nachteilsausgleich). Rund 75 Prozent der Klasse hatten einen Migrationshintergrund. Ihre Eltern kamen aus Jemen, Serbien, Kroatien, Kosovo, Albanien, Bulgarien, Polen, Sri Lanka, Nordmazedonien, Deutschland, Österreich, Spanien, Portugal und Italien. Alle Schülerinnen und Schüler waren jedoch in der Schweiz aufgewachsen, sprachen Schweizerdeutsch. Diese Mischung bereitete mir keine Sorgen. Erst später realisierte ich, dass es eben doch kulturelle Unterschiede gibt, sei es beim Essen, bei Religionsfragen, beim Autoritätsverständnis, beim Familienverbund und bei der persönlichen Zielsetzung, wie der eigene Lebensentwurf aussehen soll.

Lektion 2 Strafen ist streng verboten

Bei der Anstellung fragte ich die Schulleitung, ob eine Art Strafenkatalog für schwierige Schüler existiere. «Die Grundlage unserer Beziehungspflege bildet die «Neue Autorität», war die Antwort. Ich erhielt ein Büchlein und las zu Hause mit steigender Verwunderung darin: Es gibt keine Strafen mehr, es geht im Schulzimmer um «gewaltfreien Widerstand», in dem «tragfähige Beziehungen» die Hauptrolle spielen. Schön, dass man in hohem Alter noch etwas Neues lernen kann.

Laut «Spickzettel», wie das Theoriebüchlein genannt wird, soll die Autorität nicht mehr als Machtdemonstration, sondern als «Transparenz und intensive Auseinandersetzung» verstanden werden. Auf gut Deutsch: Der Schüler soll sich mit seiner Tat auseinandersetzen, darüber nachdenken und im Sinne einer Wiedergutmachung eine Handlung tätigen, die der Gemeinschaft einen Nutzen bringt. Also nicht hundertmal schreiben: «Ich darf nicht stören», so wie dies in meinen Jugendjahren üblich war.

Die Umsetzung des Konzepts ist komplizierter. Wegen der vielen Lehrerwechsel hatten wir jede Woche einmal über Mittag eine Sitzung mit acht (!) betroffenen Lehrpersonen, die über die Missetaten von schwierigen Schülern und Schülerinnen diskutierten und über Massnahmen berieten. Der Klassenlehrer durfte den Entscheid allen involvierten Personen mitteilen. Dieses Vorgehen war zeitaufwendig, es ging zulasten der Mittagspause.

Lektion 3 Der Austausch mit anderen Lehrpersonen ist ein Geschenk

Auf den zweiten Blick jedoch führten solche Diskussionen zu einer gemeinschaftlichen Stärkung. Wie oft hatte ich früher schlaflose Nächte, in denen ich mir sinnvolle Strafen für renitente Schüler ausdenken musste! Nun aber war die Lehrperson, die über einen verhaltensauffälligen Schüler berichtete, nicht mehr allein. Im Team gab es Verständnis, eine Suche nach fairen Lösungen und letztlich den Trost, dass man nicht der einzige Lehrer ist, der manchmal auch verunsichert ist. Ich muss gestehen, ich liebte diese Sitzungen, sie kamen mir vor wie ein guter Krimi, dessen Auflösung ich mit Spannung erwartete.

Gemeinsam trugen wir Ideen für mögliche Wiedergutmachungen zusammen. Die Vorschläge waren kreativ, vielfältig und für die Klasse oder die Schule nützlich: Schulhaus oder Klassenzimmer putzen, Papiere auf dem Pausenplatz sammeln, Artikel für die Schulhaus-Website schreiben, einen Vortrag über ein selbstgewähltes Thema vorbereiten, eine persönliche Entschuldigung verfassen. Die Crux ist nur, dass für solche Massnahmen eine Lehrperson Zeit investieren muss, um die Umsetzung zu begleiten und zu kontrollieren. Ich habe diese Zeit selten gefunden, sondern begnügte mich mit einem klärenden Gespräch und dem Hinweis (doch eine Drohung), es gebe im Wiederholungsfall im Zeugnis einen negativen Eintrag.

Dabei machte ich eine interessante Beobachtung: Wer wegen der Verletzung einer Hausregel (Nutzung des Handys, Zuspätkommen, dauerndes Schwatzen, unerlaubte Kopfbedeckung, Wechsel des Sitzplatzes) zu einer Aussprache vorgeladen wurde, der genoss es sichtlich, mir seine oder ihre Beweggründe darzulegen, die zur Missetat geführt hatten. In der Pädagogik gibt es den Begriff «negative Aufmerksamkeit». Offenbar braucht es negatives Verhalten, um mit dem Lehrer ins Gespräch zu kommen. Ein Mädchen erklärte mir, sie würde mit mir mehr reden als mit ihrem Vater. Die Kehrseite der Medaille: Aus drei Minuten wurden fünfzehn Minuten, und meine Zeit floss und floss dahin. Noch hatte ich nichts vorbereitet, nichts korrigiert, dafür Beziehung aufgebaut. Den Zug nach Hause hatte ich verpasst, es wurde schon wieder eine halbe oder ganze Stunde später.

Lektion 4 Missetaten lassen sich oft nicht beweisen

Mein Hauptproblem bei den üblichen Missetaten war die Beweisspflicht. Bei jeder Sitzung erinnerte die Schulleitung daran, dass Verletzungen von Spielregeln schriftlich festgehalten werden sollten. Dabei musste ich zwei Probleme lösen: Die Hälfte der Jugendlichen stritt die Vergehen rundweg ab. Wenn ich ein Mädchen aufforderte, weniger zu schwatzen, kam die Antwort, sie habe nicht geschwätzt, es sei die andere gewesen. Als ein Schüler eines meiner Arbeitsblätter vor meinen Augen genussvoll in kleine Stücke zerriss, war er nicht der Täter. Ein anderes Mal zerlegte ein Schüler einen Marker so, dass sich auf dem Boden eine rote Pfütze bildete. Auch er bestritt die Tat vehement, er beschuldigte mich gar, ein Rassist zu sein, weil ich seine Ehre verletzt hätte.

Denselben 15-jährigen Schüler beobachtete ich eines Tages, wie er in der Pause in meinem Klassenzimmer einen kleineren Schüler zu Boden warf und sein Knie an dessen Hals drückte. Als ich einschritt und das Opfer befreite, behauptete der Täter, es sei nur Spass gewesen. Das Opfer teilte diese Meinung, denn natürlich hätte sich der Täter bei einer Denunzierung auf seine Weise gerächt. Mobbing funktioniert, wenn Opfer und Täter die Tat verharmlosen.

Das zweite Problem bestand im Faktor Zeit. Die Verletzung einer Spielregel oder ein normabweichendes Verhalten musste irgendwie beschrieben werden. Während der Schulstunden war mir dies nicht möglich, weil bei B-Schülern meine aktive Präsenz nötig war. Ich konnte mich nicht hinter dem Computer ver-

Raymond Diebold



Raymond Diebold, 70, verheiratet, absolvierte an der Uni Zürich ein Sekundarlehrstudium phil. I und war dann Berufsschullehrer, Animator im Jugendhaus Uster, Junioren-Fussballtrainer, Journalist und Verlagsleiter. Vor und nach der offiziellen Pensionierung war Diebold Berufsschullehrer und Sekundarlehrer in den Kantonen Bern, Obwalden, Luzern und Zürich.

stecken, sonst wäre es schnell zu tumultartigen Szenen gekommen. Ich musste die Missetaten am Abend ins sogenannte Lehreroffice – «Verbrecherkartei» nannte es ein Vikar – tippen. Ich kam also zwischen 18 und 18 Uhr 30 nach Hause, genoss das von meiner Frau zubereitete Nachtessen, notabene mein erstes warmes Essen, denn über den Mittag fehlte mir die Zeit dazu. Im besten Falle konnte ich noch einen kurzen Auslauf mit den beiden Hunden machen. Von 20 bis 22 Uhr schrieb ich die Schülerberichte. Dann wurde ich todmüde und schlief ohne Unterbrechung bis 3 Uhr früh. Allerspätestens um 4 Uhr begann ich mit der Vorbereitung des Schulunterrichtes, um dann zwischen 6 und 7 Uhr zum Bahnhof aufzubrechen. Kommentar meiner Frau: «Du warst eigentlich nicht mehr vorhanden.» An ein normales Eheleben war nicht zu denken. Keine Ahnung, wie eine Lehrperson mit eigenen Kindern das macht. Will man als pflichtbewusste Lehrperson alle Aufträge erfüllen, ist ein 100-Prozent-Pensum nicht möglich. Es sei denn, man lebe allein und verzichte auf noch mehr Schlaf.

Lektion 5 Schüler können sich nur 15 Minuten konzentrieren

Im Schulunterricht gibt es die Präsenzzeit sowie die Zeiten für Vor- und Nachbereitung. Als Faustregel gilt der Faktor 1,5. Das heisst, bei 28 Stunden Unterricht komme ich auf 42 Stunden Arbeit. Es kam aber selten vor, dass ich pro Woche weniger als 60 Stunden arbeitete. Realistisch wäre also Faktor 3. Vergessen



Wie Robin Williams in «Dead Poets Society»: Was im Klassenzimmer zählt, ist Empathie – und viel Geduld. Raymond Diebold: «Für die Abwesenden musste ich fortwährend Nachschub an Arbeitsblättern organisieren, den Wissensstand überprüfen und im schlimmsten Falle Nachhilfeunterricht erteilen.»

nr überstand

geht nämlich oft auch, dass moderner Unterricht mit viel Vorbereitungsaufwand verbunden ist. Laut offiziellen Erhebungen kann sich ein heutiger Oberstufenschüler (14- bis 16-jährig) höchstens noch während 15 Minuten konzentrieren. «Rhythmisieren» heisst da das Schlagwort. Um meine Lernziele zu erreichen, muss ich also während 45 Minuten alle Register ziehen: Eingangreferat mit Lernziel, Arbeitsblätter, kurzer Film, Gruppenarbeit und letztlich die Auflösung der Fragestellungen, wobei Gruppenarbeit bei Schülern mit Lern- und Konzentrationsschwierigkeiten zweifelhafte Resultate bringen.

Oft wird im modernen Unterricht aber auch gar nicht mehr gelehrt, sondern moderiert. «Lernbegleitung» lautet der Fachbegriff. Der Lehrer erteilt seine Aufträge an die Gruppen und hat dann Zeit, sich hinter dem Computer zu verstecken, seine SMS zu kontrollieren, interne Meldungen aus «Teams» zu checken, Schülerberichte zu schreiben oder die letzten Arbeiten zu korrigieren.

Lektion 6 Gruppenarbeit tönt gut – aber funktioniert nicht

Bei meinen B-Schülern funktionierte Teamarbeit nach dem Prinzip: Toll, ein anderer macht's. Bei vier Gruppen konnte ich froh sein, wenn eine Gruppe ein halbwegs verständliches Resultat präsentieren konnte. Die anderen diskutierten über die neuesten Games, Filme oder Ideen für das nächste Wochenende. Eine Gruppe funktioniert nur,

wenn ein Schüler oder eine Schülerin den Lead übernimmt und die Arbeit quasi allein zu Ende führt.

Ein klassisches Beispiel dafür bildete der Ausflug in den Wald, als wir Lehrpersonen die Projektarbeit «Grillieren» zum Thema machten. Bereits die Vorbereitung wurde nicht ernst genommen, so dass einige Schülerinnen und Schüler ohne Esswaren und ohne Zündhölzli oder Feuerzeug zur Grillstelle erschienen. Es gab Schülerinnen und Schüler, die noch nie eine Feuerstelle errichtet hatten. Ein Grillplatz war nach dreissig Minuten immer noch kalt, so dass der Einsatz eines Pfadführers notwendig wurde, der in wenigen Sekunden ein Feuer entfachte. Eine Schülerin sass unbeteiligt daneben und bemalte ihre Fingernägel. Auf meine Frage, warum sie der Gruppe nicht helfen wolle und zum Beispiel Brennholz herbeischleppe, kam die Antwort, diese Arbeit sei Aufgabe der Männer, das sei in ihrer Kultur so geregelt.

Ich selbst war früher ein eher schlechter Schüler. Die Matura in einem katholischen Internat habe ich vermutlich nur deshalb bestanden, weil die Patres meinen sozialen Einsatz in der Klasse würdigten und ich damals schon als Brückenbauer im Einsatz stand. Lehrer waren für mich keine Feinde. Meine einzigen wirklichen Fähigkeiten bestanden im Schreiben, Kommunizieren und Fussballspielen. Aufgrund meiner eigenen Schulerlebnisse habe ich deshalb grosses Verständnis für sogenannt schlechte Schüler. Bei B-Schülern bin ich am richtigen Ort. Ich verstehe und respektiere, dass es schulische Defizite gibt. Aber ich habe Mühe mit dem Konzept der schulischen Inklusion. Ich verstehe nicht, warum heute alle Schüler in einer Klasse

unterrichtet werden, nur um den Schein der Gleichberechtigung oder der Chancengleichheit zu wahren.

Lektion 7 Der Sonderfall ist heute der Normalfall

Soll ich den Schulstoff für die besseren Schüler aufbereiten? Oder ihn so einfach gestalten, dass ihn die schlechteren Schüler verstehen (während ein Teil der Klasse am Gamen ist)? Im Deutschunterricht hatte ich immerhin die Unterstützung einer DAZ-Lehrerin (Deutsch als Zweitsprache), die jene Schülerinnen, die Probleme mit der Sprache hatten, separat unterrichtete. Eine gute Hilfe. Schülerinnen und Schüler mit medizinisch begründeten Defiziten (IF, ISR) wurden vom Heilpädagogen ohne Voranmeldung aus meinem Unterricht geholt. Mädchen und Knaben, die zu Hause oder in der Klasse ein Problem hatten, durften sich bei der Sozialarbeiterin im vertraulichen Gespräch Hilfe holen. Die Corona-Zeit brachte es mit sich, dass zusätzlich stets mindestens zwei Personen fehlten. Und wer ein Time-out benötigte, wurde während einzelner Tage auf der sogenannten Lerninsel betreut. So gab es ein Kommen und Gehen. Fazit: Ich hatte nie die ganze Klasse von 18 Schülerinnen und Schülern zusammen. Für die Abwesenden musste ich fortwährend Nachschub an Aufgaben und Arbeitsblättern organisieren, den Wissensstand überprüfen und im schlimmsten Fall Nachhilfeunterricht erteilen.

Im DAZ-Unterricht befand sich ein Schüler mit ADHS. Sein Defizit bestand darin, dass er



Auf dem Tablet konnte sich ein Schüler erstmals korrekt schriftlich ausdrücken – dank dem Rechtschreibprogramm.

nicht stillsitzen konnte, von einer Ecke in die andere rannte und jeden Tag irgendetwas im Schulzimmer vergass: das Tablet, Schreibzeug, Arbeitsblätter oder den Rucksack. Aber er war hochintelligent. Als er sich im Deutsch-Einzelunterricht mit der DAZ-Lehrerin intensiv mit einer Spezialaufgabe befasste, löste er die Prüfung mit der Bestnote der Klasse! Ein anderer Schüler war Legastheniker und zeigte grosse Mühe bei der Formulierung von korrekten Sätzen. Für mich als Schreibpädagoge der absolute Albtraum. Aber oh Wunder: Als der Schüler seine Sätze ins Tablet schreiben durfte, konnte er sich das erste Mal im Leben korrekt schriftlich ausdrücken, dank dem Rechtschreibprogramm! Genau diese zwei Schüler mit ausgewiesenen Defiziten waren es dann aber, die bei politischen Diskussionen die besten Antworten wussten und selbständige Ideen entwickelten, sei es zu den Folgen des Ersten Weltkrieges oder zu den Auswirkungen des Ukraine-Krieges. Es waren auch diese zwei Schüler, die nach der Schule weiter diskutieren wollten und sich artig bedankten, dass ich mir dafür Zeit genommen hatte.

Lektion 8 Mein wichtigstes Werkzeug ist Empathie

Das war mein Schlüsselerlebnis: Es gibt Schüler, die so gar nicht der Schulnorm entsprechen und dennoch durchs Leben kommen und später im Erwachsenenleben eigenständig das Leben meistern können. Aber es gibt immer mehr Jugendliche, die von dieser Norm abweichen und eine Sonderbetreuung beanspruchen. Für eine Klassenlehrperson ist es nicht möglich, eine solch heterogene Klasse so zu betreuen, dass alle Bedürfnisse abgedeckt sind. Beim besten Willen nicht. Selbst wenn ich im Frontalunterricht die Übersicht habe und überzeugt bin, eine Aufgabe einfach und verständlich erklärt zu haben, gibt es lernschwache Schülerinnen und Schüler, die eine Nachbetreuung benötigen oder fragen, warum man dies lernen müsse. Das könne man doch googeln (zum Beispiel, was Kommunismus bedeutet). Es braucht die Gelassenheit, sich nicht provozieren zu lassen, Überzeugungsarbeit und Einfühlungsvermögen, aber im entscheidenden Moment auch Durchsetzungsvermögen und die Fähigkeit, gleichzeitig mehrere Feuer zu löschen.

In meinem letzten Schuljahr habe ich auch viel gelobt, vor allem dann, wenn ein sogenannt schlechter Schüler eine Aufgabe, die bessere Schüler im Schlaf erledigen, gut gelöst hat. Oder wenn ein Schüler nach vielen Monaten das erste Mal freiwillig ohne Kopfbedeckung erschien. Da gab es sogar Applaus von der Klasse. Wenn ich jedoch einen Schüler wegen einer Disziplinlosigkeit im Zeugnis mit meiner stärksten Waffe, einem negativen Eintrag, sanktionierte (das ist keine Strafe, sondern die logische Konsequenz des nicht angepassten Verhaltens), dann musste ich mich in einem Elterngespräch erklären.

Gab es denn gar keine Lichtblicke? Doch, natürlich. Die Befriedigung etwa, wenn eine Schülerin oder ein Schüler endlich eine Lehrstelle gefunden oder eine Aufnahmeprüfung bestanden hat, ist unbezahlbar. Auch die Freude, wenn eine Schülerin nach meiner Corona-bedingten Abwesenheit einen Zettel auf das Pult legt: «Sie sind der beste Lehrer.» Oder die Genugtuung, wenn ein C-Schüler sein Traumauto vorstellen und beweisen kann, dass er eben doch seine Qualitäten hat, einfach nicht in der Rechtschreibung.

Lehrerin oder Lehrer sein ist kein Job, sondern Berufung. Deshalb sollten Quereinsteiger von motivierten und fähigen Personen unbedingt gefördert werden. Am besten von Menschen, die sich in der Freizeit bereits mit Pubertierenden auseinandergesetzt haben, in der Cevi oder der Pfadi, in Musik, Theater oder Sport. Ein Akademiker mit dem Anspruch auf Perfektion ist im Bildungsbereich an der Schülerfront am falschen Ort, insbesondere auf dem Niveau der Sek B oder C. Es geht nicht darum, Prozesse zu optimieren, sondern um Empathie für Kinder und Jugendliche mit all ihren Stärken und Schwächen, Wünschen und Träumen, die heute mit einer seltenen Offenheit kommuniziert werden. Und es geht darum, Anleitungen und Antworten zu finden, wie jede und jeder Einzelne mit den ganz eigenen Ressourcen das Leben zu bewältigen lernen kann.

